

TORREY PETERS

DETRANSITION,

BABY ROMAN

ullstein 

TORREY PETERS, aufgewachsen in Chicago, hat die Erzählungen *Infect Your Friends and Loved Ones* und *The Masker* veröffentlicht. Sie studierte kreatives Schreiben und Literaturwissenschaften. *Detransition, Baby*, ihr Debütroman, wurde 2021 für den Women's Prize for Fiction nominiert – als das erste Buch einer trans Autorin in der Geschichte des Preises. Torrey Peters fährt ein pinkfarbenes Motorrad und lebt wechselweise in Brooklyn und einer Hütte in Vermont.

www.torreypeters.com

NICOLE SEIFERT, Jahrgang 1972, ist gelernte Verlagsbuchhändlerin und promovierte Literaturwissenschaftlerin. Sie arbeitete mehrere Jahre lang als Lektorin für verschiedene Buchverlage und ist seit 2010 frei tätig als Autorin und als Übersetzerin aus dem Englischen. Ihr Literaturblog nacht-undtag.blog wurde 2019 vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels als bester Buchblog ausgezeichnet. Frisch erschienen ist bei Kiepenheuer & Witsch ihr Buch *FRAUEN LITERATUR, Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt*.

FRANK SIEVERS, Jahrgang 1974, lebt als Übersetzer und Autor in Berlin. Regelmäßige Arbeit für die Reihe Naturkunden bei Matthes & Seitz sowie Übersetzungen von Romanen und Sachbüchern über Fußball, Gastrophysik oder Kunst. 2017 erhielt er mit Andreas Jandl den Christoph-Martin-Wieland-Übersetzerpreis.

Torrey Peters

DETRANSITION, BABY

Roman

Aus dem Englischen von
Nicole Seifert und Frank Sievers

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Arbeit der Übersetzer*innen am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.
Die Übersetzer*innen bedanken sich sehr herzlich bei Jan Schönherr
für die Hilfe und Übersetzungsideen bei den Baseball-Passagen.

Der Verlag bedankt sich sehr herzlich
bei Linus Giese für sein Sensitivity Reading.



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2023

© 2021 by Torrey Peters

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,

Berlin 2022 / Ullstein Verlag

Titel der englischen Originalausgabe: *Detransition, Baby*
bei One World, Penguin Random House LLC, New York 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © Sybille Sterk / Arcangel Images (Schwäne)

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus Minion und Futura

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06817-6

*Für alle geschiedenen cis Frauen, die wie ich noch einmal
neu begonnen haben, ohne wieder ihren alten Illusionen
zu erliegen oder bitter in die Zukunft zu schauen.*

ERSTES KAPITEL

EINEN MONAT NACH DER ZEUGUNG

Für Reese war die Frage: Zogen verheiratete Männer sie magisch an? Oder waren in dem Pool von Männern, die für sie als trans Frau verfügbar waren, einfach nur Typen, die sich schon eine cis Frau gesichert hatten und jetzt »experimentieren« wollten? Die bequeme Antwort, für die alle ihre Freundinnen plädierten, hieß: Männer sind Tiere. Nur war Reese jetzt schon wieder mit so einem blendend aussehenden, charmanten, fremdgehenden Arschloch zugange. Da sitzt sie im schwarzen Spitzenkleid in seinem BMW und wartet auf ihn, während er im Duane Reade Kondome holt. Gleich wird sie ihn mit in ihre Wohnung nehmen, dem stechenden Blick ihrer Mitbewohnerin Iris ausweichen und sich auf der banalen Blümchendecke von ihm vögeln lassen, die ihr der letzte verheiratete Typ geschenkt hat, damit ihr Zimmer ein bisschen mädchenhafter und unanständiger wirkt, wenn er sich von seiner Frau wegschleicht.

Reese hatte ihr eigenes Problem längst erkannt. Sie konnte nicht allein sein. Sie floh vor ihrer eigenen Gesellschaft, vor der Einsamkeit. Ihre Freundinnen erzählten ihr nicht nur, wie furchtbar fremdgehende Männer sind, sondern auch,

dass sie nach zwei krassen Trennungen Zeit braucht, um zu sich zu finden und zu lernen, mit sich allein zu sein. Aber sie hatte kein Maß fürs Alleinsein. Gab man ihr eine Woche für sich, igelte sie sich ein und schüttete einen exponentiell anwachsenden Ascheberg aus Einsamkeit auf, bis sie davon träumte, alles zu verkaufen und mit einem Boot ins Nirgendwo zu treiben. Um sich wieder ins Leben zu katapultieren, ging sie auf Grindr oder Tinder oder was auch immer – und schickte zehntausend Volt durch ihr Herz, wenn sie der Affäre nachjagte, die ihr das dramatischste Herzrasen versprach. Mit verheirateten Männern ließ sich die Einsamkeit am besten vertreiben, denn verheiratete Männer konnten selbst nicht allein sein. Verheiratete Männer waren Experten im Zusammensein, im Nicht-Loslassen, komme, was da wolle, bis dass der Tod uns scheide. Unter dem Vorwand, sie habe »nur eine Affäre«, machte Reese einen tiefen, harten Schwalbenschprung. Sie redete sich ein, es wäre nur was Kurzes, was ihr erlaubte, jeden Fetisch auszuleben, von dem der Typ träumte, um jede seiner geheimen Wunden freizulegen, sich selbst auf die geilste, verruchteste, unverantwortlichste Art zu erniedrigen – und dann in Bitterkeit zu verfallen, weil es nur was Kurzes gewesen war. Weil – war sie nicht mutig und letztlich genug gewesen, um so tief und hart zu tauchen?

Sie hielt sich selbst für attraktiv, volles Gesicht, üppige Figur, aber ihr war klar, dass sie keine Auffahrunfälle verursachte. Und dass die Leute ständig mit offenem Mund um sie herumstanden und die Auswüchse ihrer Intelligenz bewunderten, war ihr auch noch nicht aufgefallen. Doch mit dem richtigen Mann hatte sie Talent fürs Drama. Und wenn ihr

die Einsamkeit kalt in den Knochen saß, konnte sie es destillieren und abfackeln wie Kerosin.

Der aktuelle Mann ähnelte den vorigen. Ein attraktives, verheiratetes Alphetier, das sie im Schlafzimmer an der Leine hielt. Nur war es diesmal noch besser, denn es war ein HIV-positiver ehemaliger Cowboy, jetzt Anwalt. Er stand auf trans Frauen und war serokonvertiert, als er seine Gattin mit einer trans Frau betrog, *und* seine Gattin war bei ihm geblieben *und* jetzt betrog er sie wieder, *und* zwar mit Reese. *Raaaah!*

»Warst du etwa Bottom?«, hatte Reese ihn beim ersten Date gefragt.

»Scheiße, nein«, sagte er. »Mein Arzt meint, das Risiko, sich bei einem Blowjob zu infizieren, liegt bei eins zu zehntausend. Und wenn man mal davon ausgeht, dass es pro Minute zehntausend Blowjobs gibt, dann war der eine von den zehntausend halt ich. Aber sie hat mir auch echt oft einen geblasen.«

»Cool«, sagte Reese, die wusste, dass diese Erklärung nicht den Tatsachen entsprach, aber tat, als würde sie es glauben, allein schon, damit er bei ihr nicht versuchte, Bottom zu sein. Innerhalb einer Stunde hatte sie ihn in ihrem Zimmer und hörte seine Beichte, wo und bei wem er sich wirklich angesteckt hatte. Innerhalb von zwei Stunden brachte Reese ihn dazu, ihr von seiner enttäuschten Frau zu erzählen, die sich von ihm kein Kind machen lassen wollte, obwohl das Virus kaum noch nachweisbar war. Er erzählte, wie abscheulich seine Frau die In-vitro-Behandlung fand und dass sie das klinische Prozedere jedes Mal daran erinnerte, was er getan

hatte, und warum sie jetzt auf einem kalten Behandlungstisch lag anstatt im warmen Ehebett.

»Ich bin bei dir viel offener als sonst«, sagte ihr Cowboy überrascht und knetete weiter ihre Brüste. »Die Macht der Möse, vermutlich.«

»Vielleicht kriegst du meine Möse«, ahmte sie seine gedehnte Cowboy-Melodie nach, »aber eine gute Frau häutet deine Seele.«

»Ist das so«, sagte er noch gedehnter. Er legte ihr seine große Pranke in den Nacken und zog ihr Gesicht näher an seins. Sie seufzte, ihr Körper erschlaffte.

Mit glasigen Augen begegnete sie seinem Blick.

»Pass mal auf«, meinte er, »ichnehm mir jetzt deine Möse vor ...« Er hielt kurz inne und drückte ihr Gesicht langsam und bestimmt ins Kissen. »Und um meine Seele kümmern wir uns später.«

Jetzt schwingt er sich mit der kleinen braunen Tüte mit Gleitmittel und Kondomen ins Auto, und Reeses Bauch durchzuckt kitzelnde Vorfreude. »Brauchen wir die wirklich?«, fragt er und hält die Tüte hoch. »Eigentlich will ich dich ja schwängern.«

Genau deshalb hielt sie es immer noch mit ihm aus. Er hatte es kapiert. Mit ihm hatte sie Sex entdeckt, der wirklich gefährlich war. Cis Frauen mussten doch bei jedem Sex vor der Gefahr erschauern. Das Risiko, der Nervenkitzel, schwanger zu werden – sich mit einer einzigen Nummer das ganze Leben zu versauen (oder zu vergolden?). Für cis Frauen, vermutete Reese, war Sex, als würde man auf einer

Klippe spielen. Vor ihrem Cowboy hatte sie dieses spezielle Vergnügen noch mit keinem gehabt. Erst durch seine HIV-Infektion hatte sie eine vergleichbar lebensverändernde Gefahr erlebt. Ihr Cowboy konnte sie mit einem Schuss zeichnen. Ihrem Leben ein Ende machen. Sein Schwanz konnte sie auslöschen.

Er hatte ihr gesagt, dass bei ihm keine Viruslast mehr nachweisbar war, sie hatte es aber nie schwarz auf weiß sehen wollen. Das hätte die süße Gefahr gekillt. Er spielte auch gern nah an der Klippe, drängte darauf, sie zu schwängern, mit seinem viralen Samen zu befruchten. Sie zur Mama zu machen, ihren Körper zur Wirtin neuen Lebens, Teil von ihr und kein Teil, die ewige Mutter.

»Wir haben gesagt, nur mit Kondom. Du hast gesagt, du willst mich nicht auf dem Gewissen haben«, sagte sie.

»Ja, aber das war, bevor du die Pille genommen hast.«

So hatte sie am Anfang ihre PrEP genannt, in einem chinesischen Restaurant in Sunset Park, wo er sicher war, dass er den Freundinnen seiner Frau nicht in die Arme lief. Sie hatte es einfach so gesagt, als Witz, aber er sah sie an und sagte: »Fuck, jetzt habe ich einen Ständer.« Er fragte nach der Rechnung, sagte, dass sie heute Abend nicht mehr ins Kino käme, und fuhr sie zu ihrer Wohnung, wo er sie mit dem Gesicht in ihre Blümchendecke drückte. Am nächsten Morgen schickte sie ihm eine der sexysten *und* sexfreiesten Nachrichten ihres Lebens – ein kurzes Video, auf dem sie ein paar große blaue Truvada-Pillen in eine unverkennbare pastellfarbene Antibabypillen-Packung legt. Von da an gehörte »ihre Pille« zu ihrem Sexleben.

Neben dem Stigma, dem Tabu und der erotisierenden Wirkung hatte diese Sonder-Pozzen-Behandlung für Reese noch einen weiteren Reiz: Sie wollte wirklich gern Mama werden. Sie wollte es sogar unbedingt. Obwohl sie ihr gesamtes Erwachsenenleben mit queeren Menschen verbracht, ihre radikalen Beziehungen, Geschlechterrollen und Polyamorie in sich aufgesogen hatte, hatte sie die netten weißen Wisconsin-Muttis ihrer Kindheit im Grunde nie vom Gipfel der Weiblichkeit gestoßen. Sie nie von dem heimlichen Wunsch verabschiedet, eine von ihnen zu werden. Als Mutter, stellte sie sich vor, wäre sie befreit von ihrer Einsamkeit und Bedürftigkeit, denn als Mutter war man nie wirklich allein. Auch wenn sie und ihre trans Freund*innen die Erfahrung gemacht hatten, dass bedingungslose elterliche Liebe am Ende doch immer Bedingungen stellte.

Vielleicht genauso wichtig: Als Mutter würde ihr endlich die Weiblichkeit gewährt, die die Göttinnen ihrer Kindheit als ihr natürliches Recht ansahen. Einmal war sie schon kurz davor gewesen. Das war in einer lesbischen Beziehung mit einer trans Frau. Amy hatte einen guten Job in der Tech-Branche und war so vorortmäßig vorzeigbar, dass man ihre Worte, wenn sie redete, in Martha Stewarts Vintage-Schrift vor sich sah. Ein Leben, das häuslicher war, als Reese es mit Amy geführt hatte, war für eine trans Frau kaum denkbar – das Vertrauen und die Langeweile und die Stabilität waren jedoch inzwischen verblasst wie ein Traum nach dem Aufwachen. Sie hatten sogar eine gemeinsame Wohnung am Prospect Park gehabt, helle, luftige Räume, die so viel guten Geschmack und unerschütterliche Seriosität ausstrahlten,

dass es eine der kleineren Hürden auf dem Weg zur Mutterschaft gewesen wäre, sie einer Adoptionsvermittlung vorzuführen.

Doch jetzt, drei Jahre später, bei Kilometerstand Mitte dreißig, dachte Reese allmählich über das *Sex and the City*-Problem nach, wie sie es nannte.

Das *Sex and the City*-Problem war nicht nur ihr Problem, sondern das Problem aller Frauen. Nur hatte es bisher im Gegensatz zu Millionen von cis Frauen noch keine Generation von trans Frauen gelöst. Das Problem ließ sich wie folgt beschreiben: Wenn eine Frau merkt, dass sie älter wird, wird das Bedürfnis, ihrem Leben einen Sinn abzugewinnen, immer dringender. Es ist das Bedürfnis nach Rettung, durch andere oder sich selbst, während die Freuden von Jugend und Schönheit immer weniger Wirkung zeigen. Doch auf der Suche nach Sinn gab es für Frauen – trotz aller Fortschritte durch den Feminismus – im Grunde nur vier Möglichkeiten, wie Reese meinte, nämlich die vier Handlungsbögen der Protagonistinnen von *Sex and the City*. Einen Partner suchen und eine Charlotte sein. Karriere machen und eine Samantha sein. Ein Baby bekommen und eine Miranda sein. Oder sich durch Kunst oder durchs Schreiben verwirklichen und eine Carrie sein. Jede Frauengeneration erfand diese Formel neu, glaubte Reese, mischte sie neu und bog sie sich zurecht, ohne ihr jemals zu entkommen.

Allerdings war das *Sex and the City*-Problem für jede Generation von trans Frauen vor Reese noch ein Luxusproblem gewesen. Nur die allerwenigsten, am besten getarnten, erfolgreichsten trans Frauen hatten überhaupt die Chance, sich

damit auseinanderzusetzen. Allen anderen waren diese vier Möglichkeiten von Anfang an verwehrt. Keine Karriere, kein Lover, kein Baby, und eine trans Frau konnte zwar Muse sein, aber niemanden interessierte die Kunst, mit der sie für sich selbst sprach. Also zogen sich die trans Frauen in eine Art No-Future-Haltung zurück. Während andere Queers die Ironie, die Lebensfreude und die Gräber zelebrierten, in die sie so gern stürzten, fanden trans Frauen es glamouröser, die zurückbleibende Leiche als wilde bewusste Wahl darzustellen und nicht als statistische Wahrscheinlichkeit.

Als Reese mit Amy zusammen war, beschäftigte auch sie das *Sex and the City*-Problem. Es kam ihr radikal vor, als trans Frau in Fantasien zu schwelgen, wie bürgerlich sie werden könnte. Es fühlte sich wie ein Erfolg an, dass die Entscheidung nicht für sie getroffen wurde. Dann kam Amys Detransition, und alles fiel in sich zusammen.

Jetzt war wieder No Future. Also zog Reese ihr Glück aus den Erfolgen anderer Frauen und machte aus einem Virus ein Baby.

»Na gut«, sagt sie, nachdem sie etwa zehn Minuten gefahren sind.

»Na gut, was?«

»Na gut. Schauen wir mal, ob du mich schwängern kannst.«

»Im Ernst?«

»Ja.« Ihr Cowboy will etwas sagen, aber sie fällt ihm ins Wort. »Nur, wenn wir das machen, musst du mich ab jetzt besser behandeln. Du musst mich behandeln wie die Mutter deines Kindes.«

Er streckt den Arm aus und kneift sie in die Seite. »Die Mutter meines Kindes? Also komm ... Das willst du gar nicht. Wenn ich dir eine Kaulquappe einpflanze, dann willst du die geschwängerte Sechzehnjährige aus dem miesen Viertel sein. Dann sollen alle wissen, dass du eine Schlampe bist.«

Sie windet sich aus seinem Griff. »Ich meine es ernst. Be-handel mich besser.«

Er kneift die Augen zusammen, blickt aber weiter auf die Straße. »Mhm. Okay. Mach ich. Komm, wir essen was«, sagt er und bremst an einer roten Ampel.

»Echt?« Sie fahren gerade durch Greenpoint, wo sie wohnte und er so viele Leute kannte, dass er in der Gegend meist nichts mit ihr essen wollte. Einmal hatte sie ihn gezwungen, in das vegane Bistro nebenan zu gehen, und er hatte sie kaum angeschaut. Stattdessen zuckte sein Blick jedes Mal zur Tür, wenn irgendwer reinkam. Danach ließ sie sich von ihm in den Süden fahren und manchmal auch nach Queens. Nie Manhattan, nie Williamsburg, wo seine Frau ihr soziales Umfeld hatte.

Aber kaum sagt sie, dass er sie ohne Kondom vögeln kann, vergisst er alle seine Regeln. Wie befriedigend sich das für Reese anfühlt. Ihr Körper ist und bleibt ihr ultimativer Trumpf.

»Mhm, vielleicht gehst du irgendwo rein und holst uns was zum Mitnehmen.«

Natürlich. Was zum Mitnehmen. Während er im Wagen wartet. Sie nickt.

»Klar. Was willst du?«

Im Thai-Restaurant bestellt sie für sich selbst nichts. Er liebt Currys, und zwar so scharf, dass sie nach der Scoville-Skala kaum noch genießbar sind. Sie nicht. Sie macht sich dann später zu Hause was, wenn er wieder weg ist. Als sie gerade durch Instagram scrollt, klingelt ihr Handy, eine Nummer, die sie nicht kennt, irgendeine unbekannte Vorwahl. Ihr Cowboy benutzt Google Voice, damit ihre Nachrichten nicht zu Hause auf dem iPad auftauchen, das sich seine Frau manchmal leiht, und Google leitet die Anrufe oft über seltsame Nummern.

Sie drückt auf die grüne Taste und hält sich das Handy ans Ohr. »Ich habe für dich grünes Curry mit Rind bestellt, Fünf-Sterne-Schärfe«, sagt sie, statt sich zu melden.

»Hey, das ist nett von dir, aber was Schärfe angeht, war ich immer ein ziemliches Weichei, falls du dich erinnerst.« Eine Männerstimme. Warm und sanft, aber nicht dieses Gedehte, das sich ihr Cowboy auch nach all den Jahren in New York bewahrt hat.

Sie hält das Handy vor sich, prüft die Nummer. »Wer ist da?«

Der Tonfall des Mannes verändert sich, wird eher herausfordernd als entschuldigend. »Reese. Hi. Sorry, ich bin's, Ames.«

Draußen im Wagen kann sie ihren Cowboy sehen, der Schein seines Handys beleuchtet die Brille, die er nur zum Lesen trägt. Sie wendet sich ab, als könnte er sie durch die Glasfenster des Wagens und die Glasscheiben des Restaurants, über das Scheppern aus der Küche und die Gespräche der verschiedenen Gäste hinweg hören.

»Warum rufst du an, Ames? Ich dachte, wir reden nicht mehr miteinander.«

»Ich weiß.«

Sie wartet, presst die Lippen zusammen. Sie kann ihn atmen hören. Sie will ihn dazu bringen, als Erster zu reden.

»Ich will dich nicht stören«, fährt er fort. »Ich hatte auf deine Hilfe gehofft.«

»Meine Hilfe? Hast du dir nicht schon alles genommen, was es bei mir zu holen gibt?«

Er schweigt. »Ob ich mir ...?« Er klingt aufrichtig erstaunt. Genau das war sein Problem. Dass er nicht begriff, was sie seinetwegen verloren hatte. »Vielleicht hab ich das verdient. Aber deshalb rufe ich nicht an, ehrlich. Eher im Gegenteil.«

»Ich habe gerade ein Date. Ich warte beim Thai aufs Essen.« Das zu sagen ist rachsüchtig, das weiß sie. Aber sie kann nicht anders. Er hat sie abserviert, und dafür will sie sich revanchieren. Außerdem soll er sehen, dass ihr Leben weitergegangen ist.

»Ich kann auch später noch mal anrufen?«

»Nein, du hast Zeit, bis mein Essen kommt.«

»Sieht uns da jetzt irgendein Typ zu?«

»Ich hole was zum Mitnehmen. Er wartet im Auto.« Ein befriedigendes Sirren in Reeses Brust. Wie auch immer Ames sich dieses Gespräch vorgestellt hat, sie hat es an sich gerissen.

»Okay«, sagt er. »Ich hatte gehofft, die Sache ausführlich erklären zu können, aber dann machen wir es so, wie du willst. Weißt du noch, dass du immer ein Baby mit mir haben wolltest? Dass das unser Plan war?«

Irgendwas stimmt nicht mit ihm, wenn er sie deswegen anruft. Er tut anderen nicht aus Spaß weh, und er muss wissen, dass ihr die Frage wehtut, noch dazu so brutal direkt. Sie kommt sich dumm vor, weil sie gesagt hat, dass sie ein Date hat.

»Wünschst du dir das immer noch? Ein Baby, meine ich?« Seine Frage endet in einem hohen Ton, als hätte er Angst vor seiner eigenen Dreistigkeit.

»Was soll der Scheiß, natürlich will ich immer noch ein Baby«, blafft sie.

»Das ist schön, Reese«, sagt er. Er klingt erleichtert. Sie kennt ihn so gut, dass sie geradezu vor sich sieht, wie sich sein Körper entspannt. »Es ist nämlich was passiert. Und du bist irgendwie trotz allem noch der einzige Mensch, mit dem ich darüber sprechen kann. Nach allem, was zwischen uns war, kann ich dich bitte sehen, bitte? Ich muss mit dir reden.«

»Du musst mir schon mehr erzählen, Ames.«

Er atmet aus. »Na gut. Ich habe eine Frau geschwängert. Ich bekomme ein Baby.«

Reese kann es nicht fassen. Sie kann nicht glauben, dass Ames sie anruft, um ihr zu sagen, dass er das bekommt, was sie so verzweifelt wollte. Sie schließt die Augen, zählt bis fünf.

Die Kellnerin lässt eine braune Tüte auf die Theke plumpsen und bedeutet ihr, dass das ihre Bestellung ist. Aber Reese beachtet sie nicht. Ihr Cowboy, sein Fünf-Sterne-Curry, die Antibabypille, die er ihr später geben wird – alles weg. Amy hat irgendwie, irgendwo das Unmögliche geschafft: Sie ist an ein Baby gekommen.

Katrina sitzt vor Ames' Schreibtisch auf dem Stuhl mit den Rollen. Eine ungewohnte Umkehrung der Situation. Da sie seine Chefin ist, geht Ames praktisch immer zu ihr ins Büro und sitzt vor ihrem Schreibtisch. Ihr Büro ist doppelt so groß wie seins, dem Platz entsprechend, den sie beide in der Firmenhierarchie einnehmen, mit zwei großen Fenstern, durch die sie auf zwei Nachbargebäude schaut, und dazwischen ein Streifen East River. Ames' Büro hat ein Fenster mit Blick auf einen kleinen Parkplatz. Einmal sah er in der Dämmerung ein braunes Tier schemenhaft übers Pflaster trotten – seitdem besteht er darauf, dass es ein Kojote war. Jeder nimmt die Aufregung, die er kriegen kann.

Katrina durchwühlt eine Aktentasche, holt eine Mappe heraus und lässt sie auf den Schreibtisch fallen. Dass sie in sein Büro gekommen ist, macht ihn nervös. Er fühlt sich wie ein Jugendlicher, zu dem gerade die Eltern ins Zimmer kommen.

»Also«, sagt sie. »Es ist da. Es ist real.« Er greift nach der Mappe. Er hat eine gute Körperhaltung und lächelt sie unbekümmert an. In der Mappe sind Ausdrucke von einem Online-Patientenportal.

»Meine Gynäkologin ...«, sagt Katrina und mustert ihn, »... hat noch einen Bluttest und eine Beckenuntersuchung gemacht. Das hat die Testergebnisse von zu Hause bestätigt. Ohne Ultraschall kann sie aber nicht sagen, wie weit ich bin, deshalb haben wir für übernächsten Donnerstag einen Termin ausgemacht. Mir ist klar, dass du noch nicht so genau weißt, wie du das findest, aber vielleicht hilft es, wenn du mitkommst? Wenn ich weiter bin als vierte Woche, können

wir das Baby vielleicht schon sehen ... also ich meine, den Embryo?»

Ihm ist bewusst, dass sie seine Reaktion genau beobachtet. Als der Schwangerschaftstest positiv ausfiel, war er nicht in der Lage gewesen zu reagieren. Wieder spürt er diese Benommenheit, nur dass er diesmal schlecht Zeit schinden kann, wenn er ihr sagt, er will noch die offizielle Bestätigung abwarten, bevor er sich emotional darauf einlässt. »Unglaublich«, sagt er und versucht, ein Lächeln hinzukriegen, das ihm aber zur Grimasse verrutscht. »Dann ist es also Fakt! Da wir hier« – er sucht kurz nach einer Formulierung – »ein ganzes Dossier voller Beweise haben.«

Katrina setzt sich anders hin, schlägt ein Bein über das andere. Sie trägt coole Keilabsätze. Er achtet immer auf ihre Kleidung, halb aus Bewunderung, halb aus Gewohnheit, weil er immer beobachtet, was sich in der Frauenmode tut. »Deine Reaktion ist etwas schwer einzuordnen«, sagt sie vorsichtig. »Ich weiß nicht, ich dachte, wenn du es schwarz auf weiß siehst, kann ich vielleicht einschätzen, was du eigentlich empfindest.« Sie macht eine Pause, schluckt. »Aber das kann ich immer noch nicht.« Er sieht, wie viel Mühe es sie kostet, sich zu dieser Erklärung durchzuringen.

Er steht auf, geht um den Schreibtisch herum und setzt sich halb darauf, direkt vor sie, sodass sein Bein ihres berührt.

Er dreht die Ausdrucke um, eine Liste mit Untersuchungsergebnissen, die für ihn aber keinen Sinn ergeben. Sein Hirn produziert einen Kurzschluss, wenn er die eindeutigen Fakten – er wird Vater – mit den Fakten in seinem Herzen abgleicht: Er sollte nicht Vater werden.